

trat, da war der Schein verschwunden. Niemand war unterdeß in dem Zimmer gewesen als unser Stubenmädchen. Der Herr ließ den ganzen Raum durchsuchen, und erst als nirgends eine Spur von dem Schein zu entdecken war, sagte er zu Annemarie, sie möchte doch gestehen, daß sie den Schein genommen habe; die Versuchung sei ja auch, da sie verlobt sei und Geld zu einer Ausstattung benötigte, sehr groß für sie gewesen; es solle ihr auch gar nichts geschehen, sie möchte nur ihre Schuld bekennen.

„Ich bin unschuldig, ich bin unschuldig!“ behauptete Annemarie immer wieder und lief dann verstört davon.

Wir mußten Annemarie's Sachen durchsehen, fanden aber den Schein nicht.

Darauf ließ der Herr noch die Nebenräume seines Arbeitszimmers, alles unter eigener Aufsicht, durchsuchen.

Als man in dem einen das Sofa abrüdt, lag der Schein, halb zerknabbert, an der Scheuerleiste.

„Das kann nur Mignon gethan haben“, sagte der Herr, und als man das Bologneserhündchen unserer Herrin holte und ihm den Schein zeigte, verdroß er sich schnell, bei ihm immer das Zeichen eines bösen Gewissens. Nun sollten wir Annemarie holen, denn der Herr wollte ihr in unser aller Gegenwart sagen, wie leid es ihm thäte, sie durch falschen Verdacht getränkt zu haben. Sie sollte als Entschädigung dafür eine Aussteuer und ihr Bräutigam einen Posten in der Fabrik als Aufseher erhalten. Aber Annemarie war nirgends zu finden. Schließlich sagte der alte Gärtner, sie sei ihm vorhin verstorben im Park am Weiher begegnet. Nun gingen sie mit Haken und Stangen hinaus an den Teich. Endlich fand man sie; aber alle Belebungsversuche halfen nichts mehr. Und 's war so 'n gutes Mädchen, und sie hätte nun den Franz, den braven Menschen, heirathen können.

Sehen Sie, Kathrin, der Mensch soll nie Hand an sich selbst legen, das Glück kann jede Minute kommen. Sind Sie übrigens krank, Kathrin? Sie sehen recht blaß aus, gar nicht mehr wie früher.“

„Nein, ich bin ganz gesund“, sagte Kathrin, nahm ihren Korb Fische und ging.

Ja, ja, Kathrin, der Mensch soll nie Hand an sich selbst legen, das Glück kann jede Minute kommen! Klang es vor ihren Ohren. Heute Abend hatte sie ja allem Leid ein Ende machen wollen! Wie aber, wenn Gott nun auch für sie das Glück in Bereitschaft hielt, wie für jenes Mädchen? Wenn er sie nur durch eine dunkle und lange Leidenszeit schicken wollte, um sie nachher desto mehr zu belohnen? Sie wollte ja leiden, arbeiten und dulden, aber die Frau des Gehaltens werden, nein, das konnte sie nicht!

Der Spätherbst war mit seinem Gefolge von Feuchtigkeit und Nebel gekommen. Kathrin war gegen alles gleichgültig geworden. Aber sind solche neblige Tage auch für Menschen, denen es uns Herz herum warm und wohllich ist, gar nicht so übel — denn der alles verhüllende Nebel draußen läßt ihnen das Glänzen der echten, rechten Herzensfreudigkeit um so heller erstrahlen — so ist wohl Wetter, noch dazu, wenn es Monate anhält, für traurige Herzen doppelt bedrückend. Deshalb athmete Kathrin trotz ihres Kummers doch auf, als die Winterstürme einfielen. Wenn das Mädchen dann oben auf den Dünen stand, wo der Wind gewaltig um sie herumstoste, war ihr so wohl, wie ihr überhaupt noch sein konnte. Dann hatte sie etwas, wogegen sie zu kämpfen, wie tapfer wollte sie sein. Aber immer nur dulden! Wie sie das Wort haßte! Die Stürme legten sich, und es wurde eine Weile ruhiger auf der Insel. Nur in Kathrin's Herzen nicht, denn im Frühjahr sollte Hochzeit sein. Sie wagte gar nicht mehr, auf ein Hinderniß zu hoffen. Es würde ihr also doch nichts anderes übrig bleiben als in den Tod zu gehen, denn ein schnelles Ende war besser als ein langes Leben an Peter's Seite. Aber sie wollte die schreckliche That so lange als möglich hinausschieben.

Nun kamen die Frühlingstürme. Hausdach schlugen die Wogen und ledeten gierig an den Dünen, immer von neuem verjüngend, Sand und Land in die Tiefe zu reifen. Es war eine gefährliche Gegend für verschlagene Schiffe, denn es gab im Umkreis der Insel sehr viele Sandbänke und flache Stellen im Meer. Deshalb hatte die Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger auch auf der Insel eine Station errichtet und ein Rettungsboot angefertigt. Kathrin's Vater, Wilhelm, Peter und alle die übrigen Männer der

Insel setzten, wenn ein Schiff in Noth war, ohne jegliches Bedenken ihr Leben ein, um den Bedrohten Hilfe zu bringen. Wie Kathrin dann für das Leben ihres Vaters und Wilhelm's zitterte! Selbst Peter erschien ihr in solchen Augenblicken weniger verächtlich; denn feige war er wahrlich nicht und stand in der Gefahr seines Mann.

Die Inselbewohner hatten dieses Jahr besonders häufig ihr Leben zur Rettung Schiffbrüchiger eingesetzt. Heute kümmerte es schon nicht mehr, sondern es tobte orkanartig in den Lüften. Mehrere Schiffe fanden am Ufer und saßen durch ihre Ferngläser auf die See hinaus. Da trat schneller Schritte der Sohn des Leuchtturmwärtlers zu ihnen und berichtete, daß draußen auf dem Riff ein Schiff festgefahren sei. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht auf der Insel. Schnell war die Bemannung des Rettungsbootes versammelt und bereit, hinauszufliegen in das tosende, schäumende Element. Manche Frau zitterte in banger Sorge um das Leben ihres Gatten, aber sie wäre keine echte, rechte Schifferfrau gewesen, hätte sie gebeten: „Bleib' zu Hause. Denn hatten die armen Menschen, die da draußen in den Rauen und Wästen hingen, nicht auch Mütter, Frauen, Schwestern und Bräute, die um ihr Leben bangten? Und mit welcher Todesangst mochten die Schiffbrüchigen auf Rettung harren! Aber freilich, so grauenvoll wie heute war das Meer kaum je gewesen. Es war, als wolle es in seiner Wuth alles hinunterziehen in seinen tosenden, gärenden Schlund. Bedeutete da ein Rettungsversuch nicht den Gang in den sichern Tod? Und wo so wenig Aussicht war, bis zu den Gefährdeten vorzubringen, hieß es da nicht, ganz unnütz noch mehr Menschenleben auf's Spiel setzen? Manches Auge hat nun doch den Gatten, Vater oder Bruder: „Bleib' ab, bleib' nur heute zu Hause, und der Mund hätte es gern ausgesprochen — aber die Frauen und Mädchen wußten alle, daß eine solche Bitte an der Entschlossenheit der Männer abprallen würde, und, daß dem so war, blieb doch auch wieder der höchste Stolz der Frauen.

Unter den Mädchen am Strande befand sich auch Kathrin. Ihr Vater stieg als Erster in's Boot.

„Sollt' ich nicht wiedertommen, so grüß' Deine Mutter“, rief der sonst jeder weichen Stimmung abholde Mann dem Mädchen zu. Peter trat schnell auf seine Braut zu und gab ihr einen Kuß. Als Kathrin eine schwache Bewegung des Unwillens machte, raunte er ihr zu: „Freu' Dich nicht zu früh, ich komme wieder.“

Wilhelm hatte dem Vorgang finster zugeschaut. Ihm wäre es gerade recht gewesen, wenn das Boot heute mit allen darin verfant. Ging der verhasste Nebenbuhler dann doch auch mit zu Grunde.

Und fest sah der Mann das Ruder und holte aus, als wolle er all seinen Zorn und Schmerz durch mächtige körperliche Anstrengung überläuten.

Jetzt tänzelte das Boot auf dem Ramm einer Woge, um im nächsten Augenblick in einem Wellenthal zu verschwinden. Alle Männer arbeiteten angestrengt, aber keiner sprach ein Wort. Der Sturm peitschte den Schiffen Wasser in's Gesicht und oft kamen große Sturzwellen über Bord. Obgleich jeder seine Kräfte bis auf's äußerste anstrenzte, kam das Boot nur sehr langsam vorwärts. Aber unverdrossen arbeiteten die Tapferen weiter. Zwei der Männer mußten unausgesetzt das hereinbringende Wasser ausschöpfen. Endlich, nach langer, anstrengender Fahrt konnten die Ketten des Schiffes mit unbewaffneten Augen erkennen. Nur der vordere Theil desselben und die Masten ragten noch aus dem Wasser, und in den Rauen u. Tauern hing die Mannschafft. Der Anblick der Gefahr, in der die armen Menschen schwebten, feuerte die Männer im Rettungsboot zu neuen Anstrengungen an, und nach Verlauf einer banger halben Stunde war das Boot endlich in unmittelbare Nähe des Schiffes gelangt. Aber es brodelte und wirbelte um die Brigg herum wie in einem Herentessel. Das Fahrzeug war auf dem Riff, auf dem Kathrin neulich ihr junges Lebens- und Liebesglück begraben hatte, aufgefahren. Das Schiff konnte sich jeden Augenblick auf die Seite legen, und somit war das Anlegen des Bootes für dessen Insassen mit höchster Lebensgefahr verknüpft. Endlich lag das Boot an der Seite des Schiffes. Die Leute, die seit gestern Abend in den Rauen hingen, hatten keine Kraft mehr, allein in das Boot zu gelangen; sie waren von Kälte und Nässe so erstarrt, daß sie heruntergeholt werden mußten. Gern wäre Wil-

helm mit auf die Masten geklettert, um die Verunglückten zu holen, aber heute lautete das Kommando für ihn und einen Kameraden: Im Boote bleiben! Die anderen Männer, unter ihnen auch Peter, kletterten auf das Wrack. Dann ging es in die Wänten und Rauen hinauf. Wie da die Augen der Leute, die gerettet wurden, aufleuchteten!

Endlich waren die Schiffbrüchigen alle heruntergeholt bis auf den Schiffsjungen, der hoch oben in den Mastkorb geklettert war. Er mußte vor Schreck und Grauen irrsinnig geworden sein, denn anfangs wie die anderen die Retter in Stummer und desto rührender Dankbarkeit zu begrüßen, trug er Peter und schlug nach ihm.

„Die andern wollen mich braten und essen und Du willst mich nun schlachten!“ schrie der arme Knabe in tödtlicher Angst. Peter suchte den Knaben mit Gewalt zu umfassen. Aber er hatte dessen Kraft unterschätzt. Der Ire schlug wüthend nach seinem Arm. In dem Bestreben, den Jungen fest an sich zu drücken und dadurch unschädlich zu machen, läßt Peter ein Tau gerade in dem Augenblick los, da der Junge einen starken Stoß gegen seine Brust rührt. Peter, der auf schwankender Kaa stand, verlor das Gleichgewicht, und in furchtbarem Sturze, mit gellendem Schrei, fielen beide aus der Höhe, in dem Augenblicke, als das Boot auf das vorbereitete Deck des Schiffes. Erschütterter sahen die Männer, wie sich die Wellen über dem Knaben schloßen.

Dan eilen sie zu dem tödtlich verletzten Peter. Wie sie ihn aufheben, schreit der Mann in wahnsinnigem Schmerz: „Müht' mich nicht an, es ist aus mit mir!“ Aber ungeachtet seiner Qual schafften ihn die Jüngeren in das Rettungsboot. Das Wrack neigt sich immer mehr auf die Seite und die Schiffer suchen nun so schnell wie möglich aus seiner Nähe zu kommen. Peter stöhnt entsetzlich. Der alte Diener ist bemüht, ihm eine möglichst bequeme Lage zu verschaffen, und indem er sieht, wie das Gesicht des Unglücklichen immer mehr verfallt, sagt er: „Wenn Du noch etwas auf dem Herzen hast, Peter, sag's.“ Und dieser erzählt ihm mit brechender Stimme, auf welche Weise er sich das Wort seiner Tochter zu erwinen verstanden habe.

„Grüß' Kathrin von mir und bittet sie, mir zu verzeihen,“ schloß er seinen Bericht.

Nun kam der Tod und Klaffen brühte Peter die Augen zu.

Der Sturm hatte etwas nachgelassen, aber es war immer noch harte Arbeit, an's Land zu kommen.

War das ein Jubel der am Strande Stehenden, als sie des Bootes wieder ansichtig wurden. Heißer Dank zog durch Kathrin's Seele, als sie ihren Vater und Wilhelm der Gefahr entronnen sah. Aber wo war er, vor dem sie immer graugend erzitterte? Endlich war das Boot am Strande angelangt. Die Männer sprangen heraus und trugen einen Toten an's Land. Wer war es, den man da trug? Kathrin's Vater kam und sagte: Peter ist todt, er hat uns alles erzählt.“

Kathrin fragte nicht, wie und wo er starb, sie fühlte nur, daß eine ungeheure Last von ihrer Seele genommen war. O, wie es ihr nun wohlthat, wieder in allem, endlich gläubigem Vertrauen zu Gott beten zu können. Wie schaurig, daß Peter an derselben Stelle, wo er sich gegen sie so unarmberzig gezeigt hatte, gerichtet worden war! Ja, Gottes Wege sind wunderbar!

Als Kathrin nach mehreren Wochen wieder den Weg nach den Dünen einschlug, stand wie damals wieder Wilhelm plötzlich vor ihr und sagte: „Ich verzeihe jetzt selbst nicht, wie ich Dich je für treulos und falsch halten konnte. Ach, Kathrin, ich war ja auch so sehr, sehr unglücklich, Dich als Braut eines Anderen zu sehen. Verzeihst Du mir?“

„Ich kann es noch nicht ganz, Wilhelm; denn Deine Worte thaten mir damals in all' meiner Qual sehr weh. Aber ich denke, die Zeit wird mich's lehren.“

Die Frauen Heinrich's VIII.

Ein Eisenbahn-Abenteuer von G. F.

Vor kurzer Zeit steuerte ich in Berlin mittels einer Droschke dem Anhalter Bahnhof zu und hatte dem wackleren Koffelkoffer einen reichlichen Nachschuß in Aussicht gestellt, wenn er mich noch zeitig genug dahin beförderte, um den Schnellzug nach Frankfurt a. M., der früh 8 Uhr 25 Minuten abging, benutzen zu können. In der Wilhelmstraße hatte ich aber, als wir aus der Kochstraße ausbogen, eine unentwerthbare Wagenburg gebildet, weil ein halb

umgestürzter Kollwagen seine Risten und Rollen so geschickt über den Fahrdamm gestreut hatte, daß kein Gefährt mehr passiren konnte. Da sah ich nun kurz vor dem Ziele fest — leider mit der Ueberzeugung, dieses auch zu Fuß nicht mehr rechtzeitig erreichen zu können, abgesehen davon, daß ich noch einen ziemlich schweren Handkoffer zu tragen gehabt hätte. Was half's? Ich ließ umkehren nach dem von mir eben verlassenen Hotel ganz nahe dem Bahnhof Friedrichstraße, frühstückte daselbst und benutzte nun den Zug 1 Uhr 27 Minuten über Nordhausen-Bebra. Diese Zeilen schreibe ich nur voraus, um darauf hinzuweisen, daß ich meinen mit den bekannten zwei Reichsmark bezahlten Platz im D-Zuge in etwas ärgerlicher Stimmung einnahm und einen Herrn, der mir schräg gegenüber saß, gar nicht beachtete. Nur soviel sah ich, daß er ernste Züge in dem bleichen ganz harmlosen Gesicht hatte und schwarze Kleidung nebst weißem Halstuch trug. In meine Zeitung vertieft, bemerkte ich fast gar nichts von den kleinen Stationen, durch die wir mit unheimlicher Geschwindigkeit dahinjagten, bis unser Zug nach etwa 2 1/2 Stunden Fahrt in Güstern einlief. Hier kamen verschiedene Reisende — von Magdeburg her — hinzu und in unser Coupe wies der Schaffner einen Fremden, an dem man leicht genug den Amerikaner erkannte. Raum rollten wir weiter, als der Fremde, der es nicht für nöthig gehalten hatte, sich mit einem Grusse einzuführen, schon anfang, auf mich einzusprechen. Ich gab kaum eine Antwort; der Ueberfremde ließ sich dadurch nicht einschüchtern und schien meinen Widerwillen, auf ein Gespräch einzugehen, kaum zu bemerken, während der andere, der Schwarze, mich mit einem Blicke ansah, als wolle er sagen: „Ich bemitleide Sie, einen solchen Schwärzer als vis-avis zu haben.“ Da der Amerikaner nun einmal nicht zur Ruhe zu bringen war, faltete ich endlich meine Zeitungen mißmuthig zusammen.

Nun kam bald ein Gespräch mit dem sonst übrigens recht gebildeten und belehrten Fremden zu Stande, ein Gespräch, das sich um allerlei Gegenstände, vorzüglich um die sozialen Unterschiede zwischen Amerika und Europa drehte und zuletzt die Eheverhältnisse in beiden Erdtheilen behandelte, die der Amerikaner bei uns, selbst in den höchsten Kreisen, als recht nachahmungswürthe hinstellte. Ich führte dagegen Brigham Young und die Vielweiberei der Mormonen an. Er erwiderte darauf, man solle doch nicht ganz vergessen, daß z. B. der englische König Heinrich VIII. auch „sieben“ Frauen gehabt habe.

„Entschuldigen Sie!“ erwiderte ich, „Ohne jenen Herrscher und Haus-tyrannen in Schutz nehmen zu wollen, muß man doch sagen, daß er seine Frauen nicht gleichzeitig gehabt und auch nur nach schweren Kämpfen mit der Geistlichkeit bekommen hat. Uebrigens handelte es sich nur um sechs Frauen.“

„Er hatte deren sieben.“

„Nein, nur sechs.“

„Bitte um Verzeihung, mein Herr. Ich erwarf mir einst auf der Schule in Hartford, Connecticut, im Fache der Geschichte stets die erste Censur. Wir Amerikaner betimmern uns überhaupt mehr um die Geschichte Europas, als Sie hier um die Amerika's, und ich weiß zufällig ganz bestimmt, daß Heinrich VIII. sieben Ehefrauen gehabt hat.“

„Und ich verzeihe Ihnen“, antwortete ich, „daß er nur sechs hatte, und zwar der Reihe nach Katharina von Aragonien, Anna Bolena ...“

„Selbst wenn Sie alle Namen nennen, verlaß' ich mich auf mein gutes Gedächtniß und bleibe dabei, daß es ihrer sieben waren. Doch, es giebt ja jetzt auch hier so viele Sportsmen — ich sehe für meine Behauptung so viel ein, wie Sie wollen.“

„Verzeihen Sie, mein Herr, es kommt mir nicht in den Sinn, Ihnen Geld abzugewinnen. Ich verzeihe Ihnen nochmals, daß ich Recht habe. Jeder reifere Schulknabe würde Ihnen dasselbe sagen.“

„Ich vertraue darin aber keinem Schulknaben, ja nicht einmal Ihnen, denn ich bin unbedingt im Rechte.“

Diese Halsstarrigkeit reizte mich und ich beschloß deshalb, dem rechhabereischen Gentleman eine Lektion zu erteilen.

„Nun wohl, mein Herr“, bemerkte ich leichthin, „so mögen Sie Recht haben.“

„Wollen Sie wetten?“ fragte er. „Ich halte so viel, wie Sie wünschen. Ich sehe alles, was ich bei mir habe, dafür ein, daß mich mein Gedächtniß

nicht trügt, und der Herr hier — er wies damit nach dem dritten Passagier — wird so freundlich sein, die Einsätze einzunehmen und die Sache zur Entscheidung zu bringen.“

„D, ich muß dringend bitten“, erwiderte der schweigsame Mann. „...nein, sehen Sie von mir ab. Es verdirbt gegen meine Grundsätze, irgendetwas bei einer Wette beiseite zu sein.“

„Dies ist keine eigentliche Wette. Ich trete nur für die Treue meines Gedächtnisses ein, dieser Herr für die des seinigen.“ Nun wendete er sich wieder an mich: „Gilt's einen Hundertmarktschein?“

Ich nickte zustimmend, denn der Mann langweilte mich, und ich war entschlossen, ihn sein Recht haben hüben zu lassen.

„Hier, bitte“, fuhr er, an unseren Mitreisenden gewendet, fort, „nehmen Sie diese Banknote, mein Gegner wird Ihnen auch eine solche geben, und wer von uns nun Recht hat, der streicht die beiden Scheine ein.“

„Ich muß Sie aber nochmals erfragen“, erwiderte dieser — offenbar ein Landgeisteslicher oder ein Lehrer — „mich ganz aus dem Spiele zu lassen.“

„Nun, mein Herr“, sagte ich zu dem Amerikaner, „wenn Sie's einmal wollen, so sei's denn! Jetzt bit' ich Sie aber auch, wendete ich mich nun an den Herrn in der anderen Ecke, „das Schiedsrichteramt anzunehmen.“

„Wenn Sie es wünschen“, antwortete er lächelnd, „so mag's einmal sein.“

„Ich danke Ihnen“, sagte der Amerikaner mit einer leichten Verbeugung, indem er dem Schweigesamen einen Hundertmarktschein übergab, und ich diesem ebenfalls einen solchen einhändigte.

„Wie soll die Entscheidung aber getroffen werden?“ fragte ich.

„Nun, meine Herren“, erklärte unser Reiseführer, „ich glaube dazu im Stande zu sein. Zur Erklärung diene Ihnen, daß ich Gymnasiallehrer bin und eben eine neue Stellung in Fulda antreten will ...“

„In Fulda?“ unterbrach ihn der Amerikaner, „das ist mein heutiges Reiseziel auch. Ich bin Architekt und wollte mir dort die alte Michaelskirche, die, wenn ich nicht irre, aus dem 9. Jahrhundert herrührt, ansehen. Dazu müssen wir aber bis Elm und von dort zurückfahren. Der Durchgangszug hält in Fulda nicht an.“

„Ganz recht, wir bleiben etwa eine halbe Stunde in Elm.“ Ich habe nun zufällig eine kurzgefaßte englische Geschichte hier in der Reisetasche. Doch auch ohne diese könnte ich die Frage wohl entscheiden.“

„Nein, nein“, rief der Amerikaner, „dann möcht' ich's auch gedruckt sehen.“

„Wie Sie wünschen“, erwiderte der Lehrer. Damit öffnete er die Reisetasche und entnahm dieser einen ziemlich starken Klappband. Darin schlug er den Abschnitt auf, der von Heinrich VIII. handelte und fällte — wie ich vorher wußte — die Entscheidung zu meinen Gunsten. Der Amerikaner erbleichte ein wenig und ich ... nun, ich lächelte ein wenig.

„Sie sehen, geehrter Herr“, begann ich zu ihm, „daß Sie in Zukunft gut thun werden, auch anderen Leuten ein treues Gedächtniß nicht so unbedingt abzusprechen.“

Die ganze Sache hatte viel länger gedauert, als ich es hier erzähle, denn der Zug lief eben in Elm ein, als die Entscheidung gefallen war.

„Da ich gewonnen habe, meine Herren“, fuhr ich fort, „werden Sie mir gestatten, ehe wir scheiden, Ihnen noch ein Glas Sherry zum Friedensschluß anzubieten. Kellner! ...“ rief ich schon zum Wagenfenster hinaus.

„Nein, ich danke, ich trinke nie so schwere Weine“, erklärte der Lehrer.

„Und ich bin nicht burtig“, sagte der Amerikaner ärgerlich und kurz, während er schon sein Handgepäck nahm und das Coupe mit dem andern verließ. „Glückliche Reise. Ich danke für die Belehrung!“

Ich verzichtete ebenfalls auf den Sherry und setzte mich befriedigt lächelnd wieder in meine Ecke. Der Zug rollte weiter und eben wollt' ich die zurückgehaltenen zwei Hundertmarktscheine in meine Brieftasche versenken. Da bemerkte ich, daß diese sich recht eigenthümlich anfühlten und bei näherer Betrachtung zeigte sich, daß ich ... der Betrogene war. Die Weiden hatten unter einer Decke gespielt, meinen echten Schein genommen und mir ... zwei falsche zurückgegeben.

„Sie wollen meine Tochter heirathen? Es ist mein einziges Kind.“

„Deshalb! Da giebt's nachher keine Erbschaft! — Streitigkeiten!“

Ein mörderisches Paradies.

Es giebt im Kaukasus ein großes Gebiet, das böllig verodet ist, obwohl die Natur es, was Fruchtbarkeit und landschaftliche Schönheit anbetrifft, verschwenderisch ausgestattet hat. Nur Jäger durchstreifen flüchtig die dichten Wälder, die es bedecken, sonst wagt sich selten Jemand hinein, aus Furcht vor den tödtlichen Fieberdünsten, die dort wie ein verborgener Feind auf den Menschen lauern. Diese Einöde von Abkasia liegt zwischen den Flüssen Jnger und Kodor; auf ihre Ausdehnung kann man annähernd aus der Thatfache schließen, daß der Engländer Freshfield, der ihr in seinem kürzlich veröffentlichten Prachtwerke „The Exploration of the Caucasus“ (2 Bände. London, E. Arnold) eine eingehende Schilderung gewidmet hat, mit seinen Begleitern sechs Tage zu ihrer Durchquerung verbrauchte. Ueber den allgemein landschaftlichen Charakter dieses merkwürdigen Erdstriches schreibt er: „Wie soll ich denjenigen, die nie einen kaukasischen Wald und nie ein Feld kaukasischer Wildblumen gesehen haben, einen Begriff davon geben? In dem ich diese Zeilen niederschreibe, steigen vor meinem Auge vertraute Bilder auf: Gewaltige Fichten und Erlen, unburchbringliche Dickichte von Lorbeer und Kalea. Felder von Alpenblumen, die ihre Blüten über den Kopf des Wanderers ausstreuen, während er sich durch ihre hohen Stengel einen Weg bahnt; pfablose Thäler mit geheimnißvoller Schwermuth und wunderbarem Düftersehn; weitausgedehnte herrliche Landschaften von hohen Weideplätzen aus gesehen; hundert grüne Abhänge und eiskalte Gipfel im Frühlicht, dazu die Riesensagittigkeit der Scenerie in ihrer Gesamtheit und der zarte Reiz ihrer Einzelheiten. — Welche Zukunft wird diesem irdischen Paradies beschieden sein? Von seinen ursprünglichen Bewohnern ist kaum noch eine Spur vorhanden. Man hat sie verbannt und ihre Wohnungen wie ihre Gräber liegen verlorren in der üppigen Pflanzendelt, die nur Bären und Miasmos beherbergt und Fieberdünste erzeugt. Das Volk, das hier seit Beginn der Geschichte unter unveränderten Lebensbedingungen wohnte, ist zerstreut oder vernichtet. Die Abkasiener sind vom Erdboden verschwunden, ohne eine Geschichte zu hinterlassen und kaum genügendes Material für den Ethnologen, der feststellen möchte, zu welchem Zweige der großen Völkerfamilie sie gehören.“

Ein ehemaliger englischer Generalconsul in Suthum Kale, Gifford Palgrave, der Augenzeuge ihres letzten Kampfes war, hat den einsigen Bewohnern ein Kapitel seines Buches „Caucasian studies“ gewidmet. Er schildert sie als von hoher Gestalt, mit heller Gesichtsfarbe, hellen Augen und kastanienbraunem Haar; indem er ihnen besondere Vorliebe für athletische Spiele nachrühmt, meint er, daß ihre Neigung zu körperlicher Thatkraft auf nordischen Ursprung deuten könne, dagegen aber prächen ihre Gesichtszüge von orientalischer Regelmäßigkeit, sowie der kulturelle Reichthum ihrer Sprache, die übrigens keine Wehnlichkeit mit irgend einem Dialekt habe. In ihrem Charakter wäre eine Mischung von kindlicher Schlaubeit und Tapferkeit und Unternehmungsgeist zu erkennen gewesen. Niemand haben sie“, wie Palgrave noch hinzufügt, „dem gesprochenen Wort schriftlichen Ausdruck verliehen: daher unsere böllige Unkenntniß der Geschichte dieses merkwürdigen, nun untergegangenen Volkstammes.“

Auf die naheliegende Frage, ob dies verödete „irdische Paradies“ denn nicht einst wieder bevölkert sein wird, vermag auch Freshfield keine befriedigende Antwort zu geben. In ihren Versuchen, nach dem fruchtbarsten Landstrich neue Ansiedler zu laden, hat die russische Regierung bisher nur sehr geringe Erfolge erzielt, weil sie es dabei an dem nöthigen Eifer fehlen läßt. Deutsche und giesische Einwanderer kommen freilich vereinigt an, aber sie leiden dann bald mit ihren Familien unter heftigen Fieberanfällen, die ihnen die Freude und Kraft zum Kolonisationswert rauben. Die verführerische Natur steht immer, wie der Engländer schreibt, „mit einem Becher des verhängnißvollen Giftes in ihren schönen Händen“ für die neuen Ansiedler bereit. Die russische Besatzung in Lata mußte entfernt werden, weil das Fieber unter den Soldaten zu viele Opfer forderte.

„Nichts was sind die Stabteufel“ und alle ihre Sachen Schwindel! Jetzt hab' i' schon zwei Flaschen Insektenpulver getroffen — und immer noch heiß' s mich!“